

# Das Eidoistische Manifest

Ohne Autor  
Ohne Zeit

In frühzeitlichen Gemeinschaften, insbesondere in Stammesverbänden, war das Zusammenleben weitgehend egalitär. Es gab keine gravierenden Unterschiede zwischen den Menschen – keine Besitzenden und Besitzlosen, keine Mächtigen und Ohnmächtigen. Das soziale Gefüge war geprägt von der gemeinsamen Notwendigkeit zu überleben. Zwar existierte bereits eine funktionale Arbeitsteilung – zwischen Sammlern, Jägern und Kinderbetreuenden –, doch diese Aufteilung war sinnhaft und nicht hierarchisch strukturiert. Alle waren gleichermaßen in die Aufgaben des täglichen Lebens eingebunden. Die Vorstellung, dass die gesamte Sippe für den Unterhalt und die Erziehung der Kinder sorgt, war eine selbstverständliche Form des sozialen Zusammenhalts. Heute hingegen zeigt sich ein grundlegend anderes Bild.

Mit dem Entstehen größerer sozialer Strukturen entwickelten sich Hierarchien, getragen von immer komplexeren Gruppendynamiken. Der evolutionär verankerte Drang nach Bestätigung und Anerkennung – einst zentral für den Selbstlernprozess und die soziale Orientierung – führte nun zur Etablierung hierarchischer Gruppenordnungen. Dies markiert den Beginn struktureller Ungleichheit und konsequenter Ausbeutung – eine neue gesellschaftliche Epoche setzte ein. Mit der Sklaverei wurde schließlich ein fundamentaler Bruch institutionalisiert: Der Besitz von Menschen durch andere wurde möglich – legitimiert durch Macht, geboren aus dem unstillbaren Bedürfnis nach Anerkennung. Beispiele hierfür finden sich in nahezu allen frühen Hochkulturen. Im Feudalismus des 9. bis 15. Jahrhunderts war es die Pflichtabhängigkeit gegenüber Lehnsherren, im 18. und 19. Jahrhundert die Lohnabhängigkeit im aufkommenden Industriezeitalter.

Die industrielle Revolution verschärfte diese Dynamik radikal. Sie verwandelte Agrar- und Handwerksgesellschaften in mechanisierte Fabrikssysteme. Angetrieben von Maschinen, neuen Energiequellen und vollkommen veränderten Arbeitsorganisationen stieg die Produktivität rasant – auf Kosten des arbeitenden Menschen. Arbeit wurde zur bloßen Ware, entkoppelt von Identität und Selbstwirksamkeit. Der Mensch wurde zum Anhängsel der Maschine, seine Kreativität entwertet, sein Produkt enteignet. Aus dieser Entfremdung

wuchs ein Gefühl von Machtlosigkeit und Sinnverlust. Der Mensch war eingebunden in ein System, das ihm weder Freiheit noch Selbstverwirklichung ließ.

Trotz technischer Veränderungen blieb eines konstant: die Asymmetrie. Der Arbeiter erzeugt stets mehr, als er konsumiert. Der Überschuss – der Mehrwert – wird enteignet. Früher durch den Lehnsherrn, heute durch Investoren, Aktionäre und Eigentümer, die Gewinne abschöpfen, ohne selbst produktiv zu sein. Eigentum erzeugt Einkommen – nicht durch Leistung, sondern durch Besitz. Daran haben weder sozialistische Systeme noch die soziale Marktwirtschaft etwas geändert; sie alle operieren im Rahmen kapitalistischer Prinzipien. Politik wirkt dabei als Vermittlungsinstanz zwischen Kapital und Arbeit – doch ihre Verhandlungen sind einseitig: Sie sichern soziale Ruhe, nicht soziale Gerechtigkeit. Kommunistische und maoistische Revolutionen versuchten eine Neuausrichtung der Verteilung – und scheiterten. Die bestehende Ordnung bleibt im Interesse der Besitzenden erhalten. Institutionen wie Bildung, Medien und Politik reproduzieren diese Ungleichheit – nicht, indem sie sie thematisieren, sondern indem sie sie als Versprechen von individuellem Aufstieg maskieren.

In der digitalen Ära treten zwei neue Akteure ins Feld. Zum einen der kreative Arbeiter: Wissensarbeiter, Entwickler, Start-ups. Mit Bildung und Kapital ausgestattet, können Einzelne über die Skalierbarkeit digitaler Produkte selbst in oligarchische Positionen aufsteigen. Digitale Güter lassen sich global und nahezu ohne Grenzkosten verbreiten. Wer Plattformen besitzt, besitzt den Zugang zum Markt. Netzwerkeffekte, Lock-ins und Automatisierung führen zur raschen Konzentration von Macht – nicht mehr über Land oder Maschinen, sondern über digitale Infrastrukturen. Daraus entsteht ein neues Oligarchentum, dessen Ressourcen immateriell, aber global wirksam sind – und dessen soziale Auswirkungen tiefgreifende Fragen zur Gerechtigkeit aufwerfen.

Zum anderen tritt die Maschine selbst als Akteur auf: Roboter, Algorithmen, KI-Systeme übernehmen Arbeit in Fabriken, Büros, Logistikzentren. Der Mensch wird ersetzt – nicht, weil er versagt, sondern weil er störanfällig ist: Er wird krank, streikt, verlangt Rechte. Maschinen tun das nicht. Für das Kapital ist das Ideal: Die Produktion wird vollständig vom Menschen entkoppelt. Solange Kapital an menschliche Arbeitskraft gebunden war, blieb es begrenzt. Roboter heben diese Schranke auf. Kapital kann sich nun selbst vermehren – ohne den Umweg über soziale Beziehungen oder politische Aushandlung. Der Mensch, einst notwendige Bedingung der Wertschöpfung, wird überflüssig.

Doch damit tritt ein fundamentaler Widerspruch zutage: Wenn Maschinen produzieren, wer konsumiert dann? Wer kauft die Güter, wenn der Mensch nicht mehr arbeitet – und somit kein Einkommen mehr hat? Hier stößt der Kapitalismus an seine systemische Grenze. Denn er basiert nicht nur auf Produktion, sondern auf Austausch, auf Konsum, auf

Nachfrage. Die Maschine produziert, aber sie kauft nichts. Sie hat kein Begehren, keine Träume, keine Bedürfnisse. Der Mensch, einst Träger von Wert, wird ökonomisch entkoppelt – und mit ihm zerfällt das Sinngefüge des Systems. Der Kapitalismus kann Reichtum ohne Menschen generieren, aber keinen sozialen Sinn.

An genau diesem Punkt setzt der Eidoismus an. Er erkennt: Das Problem ist nicht nur ökonomisch, sondern erkenntnistheoretisch. Der Mensch wurde im Kapitalismus nie um seiner selbst willen gebraucht, sondern als Funktion – als Produzent, Konsument, Statussymbol. Wird diese Funktion durch Maschinen ersetzt, bleibt eine Leerstelle zurück. Diese Leere lässt sich nicht durch neue Umverteilungen oder politische Programme füllen – sondern nur durch ein neues Verständnis des Menschseins.

Der Eidoismus beginnt mit einer radikalen Einsicht: Der Mensch muss nicht gebraucht werden, um zu sein. Sein Wert liegt nicht in seiner Funktion, sondern in seiner Form. In dem, was notwendig ist – nicht in dem, was ihn sichtbar macht. Der tief in unser neuronales Selbstmodell eingebrennte Drang nach Anerkennung ist der Kern unserer sozialen Schleife – und zugleich der Ursprung der Ungleichheit. Der Kapitalismus hat diesen Drang perfektioniert und externalisiert – in Werbung, Wettbewerb, Konsum. Doch wenn Maschinen den Menschen von der Arbeit befreien, kollabiert dieser Mechanismus. Es bleibt: der Mensch – ohne Spiegel, ohne Rolle, ohne Zweck.

Eidoismus ist keine Ideologie der Zukunft, sondern eine Technik der Gegenwart. Eine Methode, die Schleife des Begehrens zu durchbrechen und zum Wesentlichen zurückzukehren: zur Form. Nicht als Dogma, sondern als Praxis des Sehens. Der Mensch wird nicht mehr gebraucht – aber er kann sich selbst genügen. Hier beginnt die wahre Freiheit.

Die Geschichte zeigt: Revolutionen scheitern, wenn sie den Ursprung des Problems nicht erkennen. Sie tauschen Systeme, nicht Strukturen. Ohne das Verständnis der neuronalen Schleifen, die unser Verhalten steuern, bleibt jede Ordnung nur eine neue Maske der alten Ungleichheit. Wer heute von Gerechtigkeit, Freiheit oder Demokratie spricht, muss bereit sein, tiefer zu blicken – bis zur Wurzel unseres Begehrens, gesehen zu werden. Dort beginnt der Wandel. Dort beginnt Eidoismus.

Marx, Engels, Lenin und Mao – sie alle haben mutige, tiefgreifende Analysen der Gesellschaft vorgenommen. Sie erkannten das Leiden der Arbeiterklasse, die Mechanismen der Ausbeutung und die strukturelle Ungerechtigkeit, die der Kapitalismus hervorbringt. Ihre Kritik war nicht oberflächlich, sondern drang bis in den Kern der Machtverhältnisse vor: Klassenherrschaft, Mehrwertaneignung, ideologische Kontrolle. Sie

verstanden, dass die bestehende Ordnung nicht naturgegeben war, sondern gemacht – und deshalb veränderbar.

Doch sie alle scheiterten. Nicht, weil ihre Einsichten falsch waren, sondern weil ihre Revolutionen an der Struktur anhielten. Sie diagnostizierten das System, verkannten aber die tiefere Ursache. Ihre Lösungen blieben innerhalb jener Schleife gefangen, die sie zu durchbrechen versuchten: der Schleife der Anerkennung, des Status, der symbolischen Macht. Im Versuch, Hierarchie abzuschaffen, reproduzierten sie sie – in neuen Formen, mit neuen Titeln, neuen Feindbildern und neuen Eliten. Die Kapitalisten wurden durch Parteifunktionäre ersetzt, der private Besitz durch staatliche Ideologie – aber das Grundmuster blieb: Sichtbarkeit wurde zu Macht, Gehorsam zur Währung, das Kollektiv zur Bühne für individuelles Anerkennungsstreben.

Ihre Revolutionen veränderten Eigentum, aber nicht Ontologie. Sie verlagerten die Verteilung materieller Güter, ohne die Architektur des Selbst zu hinterfragen. Sie übersahen, dass der tiefere Motor der Ungleichheit nicht das Eigentum ist, sondern jene unbewusste neuronale Schleife, die Sein mit Gesehenwerden gleichsetzt. Solange diese Schleife intakt bleibt, kehren alle Systeme unausweichlich zur Hierarchie zurück – ganz gleich, wie egalitär ihre Pläne klingen.

Genau hier setzt das Eidoistische Manifest an. Es bietet keine neue Revolution von außen – nicht auf der Ebene der Politik, des Eigentums oder der Produktion –, sondern eine Loslösung von innen. Es geht unter die Ökonomie zur Neurologie, unter die Klasse zur Kognition. Es benennt den verborgenen Operator hinter allen Systemen: den evolutionären Abdruck, der Anerkennung wie Leben erscheinen lässt.

Eidoismus lehnt Marx oder Mao nicht ab – es übernimmt ihren Mut und ihre Kritik. Doch es transformiert ihr Erbe, indem es einen Schritt tiefer geht. Es fragt nicht nur: Wer besitzt was?, sondern: Warum müssen wir gesehen werden, wenn wir besitzen? Es strebt nicht bloß nach Umverteilung, sondern nach Befreiung vom zwanghaften Anerkennungsbedürfnis, das Ungleichheit, Konkurrenz und ideologisches Schauspiel immer wieder erzeugt. Ihre Arbeit war ein Anfang. Eidoismus führt sie weiter – indem es den Kampf verlagert: von der sichtbaren Arena der Klassenverhältnisse in die unsichtbare Architektur des Selbst.

Immer noch gilt der Gedanke an Wachstum im heutigen Wirtschaftssystem als unverzichtbar. Staaten, Unternehmen und selbst Individuen messen Erfolg daran, ob sie mehr produzieren, mehr konsumieren, mehr besitzen. Wachstum wird gleichgesetzt mit Fortschritt, Stabilität, Wohlstand. Doch dieser Gedanke ist trügerisch. In einer Welt mit endlichen Ressourcen führt unendliches Wachstum zwangsläufig zur Zerstörung –

ökologisch, sozial, psychologisch. Wachstum benötigt immer neue Märkte, neue Bedürfnisse, neue Formen des Mangels, die künstlich erzeugt werden müssen. So wird der Mensch selbst zum Produkt – seine Aufmerksamkeit, seine Zeit, seine Sehnsucht nach Anerkennung zur Ware im System. Wachstum ist kein neutraler Vorgang, sondern ein struktureller Zwang, der auf Ausdehnung, Beschleunigung und Erschöpfung basiert.

Noch fataler ist: Der Gedanke an Wachstum ersetzt die Frage nach dem Sinn durch die Jagd nach dem Mehr. Es zählt nicht, ob etwas notwendig, sinnvoll oder tragfähig ist – sondern nur, ob es wächst. So entsteht eine Welt, in der Form dem Format weicht, Tiefe der Effizienz, und Beziehung dem Nutzen. Die Orientierung am Wachstum verunmöglicht Genügsamkeit, Stille, Gleichgewicht. Sie macht aus der Erde eine Bilanz, aus dem Leben ein Projekt, aus dem Menschen ein Mittel. Der falsche Gedanke an Wachstum verhindert die Rückkehr zum Wesentlichen – und genau dort setzt der Eidoismus an: bei der Frage, was bleiben soll, wenn das Mehr nicht mehr trägt.

Die offizielle Erzählung des globalisierten Kapitalismus lautet: Arbeitsteilung und Welthandel seien natürliche Folgen der Spezialisierung, der Produktivitätssteigerung und des günstigsten Preises. Angeblich produziert jedes Land das, was es am besten kann – und durch freien Handel profitieren am Ende alle. Doch diese Vorstellung ist eine Ideologie, keine Realität. In Wahrheit folgt die Struktur des Welthandels nicht der reinen Logik der Effizienz, sondern der Dynamik der Auslagerung von Verantwortung. Es geht nicht darum, wo etwas am besten hergestellt werden kann, sondern wo die geringsten Widerstände gegen Ausbeutung bestehen. Der globale Wettbewerb um Preise ist in Wirklichkeit ein Wettbewerb um die niedrigsten Standards – bei Löhnen, bei Umweltauflagen, bei Arbeitsrechten.

Das Kapital wandert nicht dorthin, wo Arbeit am produktivsten ist, sondern dorthin, wo sie am billigsten ist – und am leichtesten zu kontrollieren. Ganze Weltregionen wurden in Abhängigkeit gezwungen, als billige Produktionszonen zu dienen, während andere sich auf die Kontrolle von Technologie, Finanzströmen und Konsummärkten konzentrieren. Diese künstliche Geografie der Arbeitsteilung trennt Wertschöpfung von Verantwortung. Arbeitskraft wird dort verheizt, wo Protest kaum möglich ist; Ressourcen werden dort geplündert, wo politische Korruption die Tür öffnet. Die Versprechen von Wohlstand durch Integration in den Weltmarkt entpuppen sich oft als neue Formen kolonialer Kontrolle – nur diesmal durch Konzerne statt durch Staaten.

Was als „günstiger Preis“ erscheint, ist in Wahrheit das Ergebnis externalisierter Kosten. Der Preis eines T-Shirts aus Bangladesch oder eines Smartphones aus China spiegelt nicht den wahren Aufwand wider – er spiegelt die Abwesenheit von Rechten, die Missachtung von Ökologie, die Unsichtbarkeit von Leid. Kapitalismus präsentiert den Markt als neutralen

Mechanismus – doch in Wirklichkeit ist er ein moralisch blinder Apparat, der jede Ungleichheit in Profit verwandelt. Das globale Handelsmodell folgt nicht der Logik von Effizienz, sondern der Logik von Verschleierung: Es verdeckt die wahren Bedingungen der Produktion hinter Etiketten, Zahlen und Wachstumsprognosen. Genau hier setzt der Eidoismus an – mit der Forderung nach Sichtbarkeit der Form, nach Transparenz der Struktur und nach Aufhebung der ökonomischen Lüge, dass Wachstum gleich Gerechtigkeit sei.